

(9. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Hader.

(Nachdruck verboten.)

Noch war die geplante Verbrüderung dem Publikum ein Geheimnis, noch stieß dieses nach Kräften seinen unrentabel gewordenen Besitz an Minenpapieren ab. Niemand ahnte, daß John B. Waltham in weiser Voraussicht des Kommenden all diese Papiere auf den verschiedenen Börsen zu gedrückten Kursen aufkaufen ließ und sich in der sicheren Gewißheit rascher Kurssteigerung mit Millionen engagiert hatte. Stand unter dem geplanten Vertrag neben seiner eigenen die Unterschrift von John D. Smith, so hatte Waltham sein Riesenvermögen mehr als verdoppelt. Trat Smith dagegen zurück, so verlor der jugendliche Minenkönig den größten Teil seines Vermögens, denn in dem alsdann mit verdoppelter Schärfe entbrennenden Konkurrenzkampfe mußten die Minenpapiere erst recht sinken, vielleicht um sich nimmer wieder zu erholen.

John D. Smith war jedoch nicht nur sein Mitregent im Minenkönigtum; der gerissenste und skrupelloseste Geschäftsmann, den die neue Welt je gesehen, war er in seinem Privatleben ein Leisetreter schlimmster Art, einer von denen, die mit niedergeschlagenen Augen sich vor der Sündigkeit der Welt entziehen und in heuchlerischer Überhebung ihren eigenen Lebenswandel als wohlgefalliges Muster hinstellen. Vom Wohlsein war er dabei kein Freund, sondern erklärte es als Sünde, Bedürftige mit Geldmitteln zu unterstützen, weil man dadurch den Mißbrauch förderte. In erquickender Bescheidenheit stellte er sich als einen Auserwählten hin, den der Himmel nur deshalb so reichlich mit irdischen Schätzen begnadet habe, um zu zeigen, wie herrlich weit man es durch einen exemplarischen Lebenswandel bringen könnte. Kurzum, John D. Smith war einer von jenen augenverwundenden und unablässig über die Verderbtheit und Unmoral der sündigen Welt feuernden Kopfhängern, in deren Herzen wahre Frömmigkeit keine Heimstatt findet, eine von den gerade in Amerika zahlreichen Unnaturn, die hinter dem Mantel ihrer Scheinheiligkeit um so skrupelloser im trüben fischen.

Noch fünf Minuten, und dieser Mann stieg in Gesellschaft eines vollwertigen Gefinnungsgegnossen in den Wagen! Er würde die niedliche kleine Stenographin sehen! Waltham sah ihn im Geiste schon heuchlerisch erröten, ungläubig der notgedrungenen Erklärung lauschen. Der Heuchler war in seinem ewigen Mißtrauen imstande, allerlei Kniffwerke zu wittern.

Es litt Waltham nicht länger im Stuhl; ihm war es, als sollte er ersticken. Der alte Heuchler war nicht nur imstande, nein, sicherlich würde er die liebliche Kleine verdächtigen und ihn, John B. Waltham, dazu! Ah — das war, um verrückt zu werden! Wie hatte er nur diese drohende Mißbeurteilung übersehen können! Smith war imstande, daraufhin die ganze Kombination hinfällig zu machen!

Zum ersten Male in seinem Leben sah sich Waltham nahlos. Oben pfeift die Lokomotive. Noch zwei Minuten und —

Sein Gedankengang verwirrte sich. Mit weit

offenen Augen starrte er auf Duch, die oben eingetreten war und sich nun errötend präsentierte. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Das war ja eine Schönheit, so wunderschön und lustig, so — so traumhaft! Ei zum Henker! Wenn Methusalem selbst in Begleitung eines solch liebreizenden Wesens reisen und ihm glaubhaft machen wollte, das wunderholde Weib sei nur durch ein Mißverständnis in den Wagen gekommen — er glaubte es selbst nicht. Die da vor ihm stand, umflossen von mattschimmernden Spitzen, die schlanken, feinen Linien strahlte von der knisternden Seide umspannt, keinen Schmutz als Rosen im goldenen Haar und doch unsagbar köstlich geschmückt durch die eigene sieghafte Jugendschöne, erschien ihm wie eine holde Offenbarung. Wo hatte er nur seine Augen geholt! Wie hatte er diesen entzückenden Liebreiz übersehen können!

Unter seinem Blick errötete das Mädchen, ihre unschuldsvollen Augen suchten verwirrt den Boden; die neckische Frage, ob sie ihm gefalle, erstarb auf ihren Lippen. Schon fuhr der Zug langsamer, bunte Signal-laternen glitten immer zögernder an ihnen vorüber.

Da war Waltham mit einem Satz bei ihr und ergriff die Hand der Erschrockenen. „Miß Elgin“, leuchtete er wie ein Ertrinkender, der nach einem Strohalm haßt, „das geht nicht, Sie sind zu schön. Ich kann Ihnen das jetzt nicht auseinandersehen, warum es nicht geht. Halten Sie mich für einen Mann von Ehre?“

„Aber Herr Waltham!“ stotterte die völlig Verwirrte.

„So hören Sie. Die Herren, die zu uns einsteigen werden, sind — ich weiß nicht, was ich sagen soll — es sind Kaffern, Fräulein Elgin. Sie würden Ihrer Anwesenheit falsche Motive unterstellen — mit einem Wort, Sie — Sie müssen es sich gefallen lassen, als meine Frau zu gelten!“

Duch schwankte zurück. Sie begriff ihn nicht, so ungeheuerlich erschien ihr sein Vorschlag. Wohl bewegte sie die zuckenden Lippen, doch sie konnte keinen Laut hervorbringen.

„Zu Auseinandersetzungen ist keine Zeit“, fuhr der Minenkönig fort, der selbst die ruhige Besinnung verloren hatte. „Der Zug hält sofort. Ich bitte, ich beschwöre Sie, Fräulein Elgin, stoßen Sie sich nicht an dem Seltsamen in meiner Bitte! Es geht nicht anders. Sie wissen nicht, was für mich von dieser Konferenz abhängt: Ruf, Vermögen, meine ganze Stellung in der Finanzwelt. Es ist ja nur für kurze Stunden, ein unschädlicher Scherz, wenn Sie so wollen. Und Sie verpflichten mich zu ewigem Dank.“

Seine Stimme klang flehend; er war augenscheinlich mit seiner Weisheit zu Ende.

Duch stand noch immer in halber Betäubung; sie begriff nichts von dem ganz unerhörten Verlangen, sie fühlte nur, wie Scham ihr die Kehle würgte und Tränen ihre Augen verdunkeln wollten.

„Nur nicht weinen, jetzt nicht weinen!“ stöhnte

Waltham, dem der Angstschweiß auf die Stirn getreten war. „Ich schwöre Ihnen, es muß sein. Wollen Sie mich im Stich lassen? Hinterher sollen Sie jede Erklärung haben. Die beiden Herren steigen um Mitternacht wieder aus, sie haben ihren eigenen Wagen angehängt. Sie werden sie nie im Leben wiedersehen. John D. Smith ist schon seit Jahren nicht mehr in New York gewesen. — Herrgott“, unterbrach er sich stöhnend — „da hält der Zug, und dort stehen die beiden im hellen Herronlicht — ja oder nein?“

Als sie immer noch zögerte, beugte er sich stehend über ihre Hand, ohne Rücksicht darauf, daß er von draußen beobachtet werden konnte. „Bitte, bitte“, stammelte er in den rührendsten Lauten, deren seine rauhe Walsstimm überhaupt fähig war, „geben Sie sich zu der unwürdigen Rolle her — um meinetwillen, Fräulein Elain! Ich schwöre Ihnen, es entsteht für Sie keinerlei Unannehmlichkeit. Doch mich retten Sie. Also abgemacht, wollen Sie — wollen Sie meine Frau auf Borg sein?“

Unter seinem stehenden Blick, der sonst so stolz und nun so zerknirscht erschien, konnte sie nicht anders, sie mußte Gewährung icken.

„Also dann auf du und du — nicht vergessen! Es ist ja nur für zwei kurze Stunden. Inzwischen schaffe ich schon Rat. Sagen Sie mir zu allem Ja und Amen, ich werde die Unterhaltung schon führen!“

Ruch nickte nur wieder. Ihr Sinn war so benommen, daß sie wieder zu träumen vermeinte.

5.

Waltham war auf die Plattform hinausgeeilt. Gleich darauf sah ihn Ruch in Begleitung zweier sehr feierlich anmutenden Herren zurückkehren. Beide alt und verwittert, kochköpfig und glatt rasiert, schwarz gekleidet und mit weißen Binden.

Zugleich mit ihnen schob sich ein Botenjunge in den Etwagen. „Depesche für Herrn Waltham — liegt schon seit gestern!“ krächte er.

Waltham warf ihm ein Silberstück zu und steckte das Telegramm zerstreut in die Rocktasche; er hatte anderes zu tun, als Depeschen zu lesen. Der Junge verschwand, und im gleichen Augenblick setzte sich auch der Zug wieder in Bewegung. Der bittende Blick des Minenkönigs streifte des Mädchens glutdurchhauchtes Gesicht. „Doch er wußte sich zusammenzunehmen. „Gestatte, liebe Ruch“, begann er mit der unbefangenen Miene von der Welt, „daß ich dir meine beiden Geschäftsfreunde zuführe — Herr John D. Smith und Herr Jüngersoll — Frau Waltham.“

Die beiden Herren, von denen Smith mit seinem billardkugelförmigen Schädel beinahe die Wagendecke streifte, verneigten sich vor Ruch so umständlich wie ceremoniell.

„Sie sehen mich aufrichtig überrascht“, begann Smith dann, nachdem man Platz genommen. „Ich habe Sie immer für einen eingefleischten Junggesellen gehalten.“ Er suchte seine Leichenbittermiene verbindlich aufzuheben und dienernte gegen Ruch, diese dabei mit seinen Froschaugen eingehend musternd.

„War ich auch. Doch jeder Saulus wandelt sich einmal zum Paulus.“

„Sehr schön gesagt!“ meinte Smith salbungsvoll. „Doch wie ist mir denn, Jüngersoll, Sie waren doch noch vorgeistern mit Freund Waltham zusammen. Warum sagten Sie mir denn von dieser angenehmen Überraschung?“ — er dienernte wieder würdevoll gegen Ruch — „nicht das geringste?“

„Herr Waltham schwieg vollständig darüber“, antwortete der Gefragte. Er war Vizepräsident der Smithschen Minenkompanie und pflegte seinem Vorgesetzten gegenüber immer in Demut zu ersterben. „Wirklich, Herr Waltham, Sie sagten kein Wort davon.“

„Das mag stimmen. Man behält sein junges Glück gern für sich.“

„Sehr begreiflich!“ meinte Smith. „Nun können wir uns auch Ihr Ausbleiben erklären. Wir hatten nämlich unserer früheren Vereinbarung gemäß Ihren Gatten schon heute vormittag erwartet“, sprach er Ruch an. „Wir wollten zusammen eine nahegelegene Mine besichtigen. Nun waren wir im unklaren, ob Sie überhaupt heute noch kommen würden. Ich habe deshalb meinen Wagen gar nicht anhängen lassen, wollte Sie vielmehr überreden, die Nacht hier zu verbringen — das heißt in Madison“, verbesserte er sich. „Wir langten auch erst kurz vor Eintreffen des Zuges wieder an —“

„Und haben natürlich noch nicht gegessen“, setzte Jüngersoll hinzu.

„O, das macht nichts“, versicherte Smith. „Ich bin die Gemütsamkeit selbst. Am liebsten lebe ich von einer trockenen Semmel und einem Glas Milch. Es geht nichts über Einfachheit, sie hält Leib und Seele gesund.“

„Nun, meine Frau wird Ihnen etwas Schmeckhafteres vorsehen. Darf ich dich bitten, Ruch?“

„Frau Waltham wird sich doch nicht selbst bemühen“, wehrte Smith ab.

„Wir werden es wohl zugeben müssen“, scherzte Waltham, obwohl ihm die Kehle wie zugeschnürt war. „Meine Frau überraschte mich nämlich. Ich fand sie ganz unerwartet hier im Wagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

In diesen Tagen ging die Notiz durch die Blätter, daß in England sich ein Komitee gebildet, um in einem nationalen Feldzug von einer Woche das Publikum davon zu überzeugen, daß es besser sei, sein Geld in guten Büchern als in Zigarren und Weinen anzulegen. Daß so etwas im Land John Bulls noch nötig ist, bleibt ebenso charakteristisch für die englische Kultur wie die Methode lauter Marktschreierei, die man hier wie bei Rekrutenwerbungen anzuwenden beliebt. Bei uns in Deutschland sind schon lange jene Klagen der Verleger und Buchhändler über mangelnde Teilnahme des kaufkräftigen Publikums verstummt, es wird viel, allzu viel geschrieben und gedruckt, aber auch viel gekauft. Und dieses Jahr ist es wieder ganz wie früher im Lande der Denker und Dichter, neben der gewaltigen Hochflut von Kriegsbüchern sind wertvolle Werke aus allen Gebieten wissenschaftlicher und künstlerischer Geistestätigkeit erschienen. Unbefangener als früher können wir jetzt auch den Wert dieser schaffenden Arbeit erkennen, seit uns der Blick nicht getrübt wird durch die ehrfurchtsvolle Bewunderung fremder und fremdartiger Literatur, die uns das Eigene immer wieder unterschätzen ließ. Klarer als sonst aber wissen wir, was von den Schöpfungen des Auslands innerlich zu uns gehört in ethischer oder künstlerischer Bedeutung, was wir uns innerlich als wahrhafte Bereicherung aneignen dürfen, ohne an uns selbst irre zu werden.

Ein solches Buch ist das eines Dänen, der ganz untergetaucht ist in dem Vab deutschen Denkens und Fühlens, der sogar seine Werke in deutscher Sprache niederschrieb, Karl Gjellerups Roman „Reis für das Leben“ (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena). Wenige sprachliche Wendungen nur deuten auf die ausländische Abkunft hin, und von dem düsteren, herben Charakter der meisten nordischen Schriftsteller, von ihrem Gräbeln und Deuteln ist hier nichts zu finden. Vielmehr geht durch dieses Buch die selige Gewißheit von einem Sinn des Lebens, den der denkende und handelnde Mensch sich in ehrlchem Ringen als festes Fundament seines Daseins zu gewinnen vermag. Schopenhauerische Weisheit in ihrer milden gütigen Form, der Gedanke vom erlösenden Mitleid, von der starken Liebesfähigkeit der Menschenseele gibt diese Gewißheit, die so unaufbringlich die wundervolle Gestalt des greisen Fortmannes verkündet, dessen Trost in den Nöten des Daseins das indische „Karma“ geworden ist. Zu diesem Glauben ringt sich auch der junge, anfangs ganz materialistisch denkende Arzt durch, in dessen seelischer Entwicklung der Dichter eigene innere Erlebnisse niederlegte. Seine Liebeswirren sind mit Fontaneschem Berstehen dargestellt, nur mit größerer Herzenswärme. Dabei beherrscht zugleich der Dichter, der so entschieden sich moder-

nen Modeanschauungen widersteht, doch mit reifer Kunst alle Mittel der Wirklichkeitsdarstellung; er weiß in einfachster Natürlichkeit Tiefstes zu enthüllen.

Auch Kurt Müngers Berliner Roman „Menschen von gestern“ (München bei Georg Müller) sucht uns in unserer Tiefsten anzupacken, auszudeuten, was vor allem an uns Deutsche in diesen großen Tagen von Welt- und Lebensproblemen herantritt. Er schildert zunächst die Dinge, die noch im vorigen Jahr unmittelbare Gegenwart waren, den großen Eitelkeitsmarkt des Geistes und der Sinne, den jählichen Kultus verfeinerter Persönlichkeit, das geistreiche Spiel mit den großen Werten des Daseins, dazwischen die Sehnsucht, aus solcher Verworrenheit herauszukommen, die aber nur zu müder Resignation die Kraft fand. So finden wir hier typische Gestalten der Berliner Gesellschaft, die aber die vornehme Kunst des Dichters individuell belebt, im Mittelpunkt interessante Frauen, die eine, die durch die Mutterliebe erlöst werden möchte aus der Zwecklosigkeit ihres Daseins und die doch so hilflos dem glänzenden Verführer innerlich anheimfällt, die andere, deren Genußleben die Natur unterdrückt, bis diese sich mit Vernichtung rächt. Und in all den schöngeformten Neben, die diese Menschen führen, klingt nirgends der Gedanke an die Allgemeinheit an, der sie angehören, bis mit einmal alles anders wird, aus eitlem, genussüchtigen, faulen Volke ein neues gereinigtes, opferfreudiges Menschentum ersteht. Es sind manche Szenen in dem Buch, die man lieber wegwünschte, grelle Brutalitäten, die um ihrer selbst willen da zu sein scheinen; man fühlt, hier ist das Werk eines Dichters, der sich langsam löst von vielem, was ihm selbst bisher feststand, der auch jetzt noch so viel von jener amoralschen, rein ästhetischen Lebensauffassung mit sich herumträgt, daß er sich schwer in der neuen Zeit zurechtfinden kann, dessen Buch aber gerade dadurch zu einer besonders erlebten Darstellung solcher Übergangsepoche geworden ist.

Auch Wilhelm Schäfer drängte es, in einem Nachwort zu seinem Roman „Lebentag eines Menschenfreundes“ (München bei Georg Müller) noch ein kurzes Bekenntnis abzulegen über unsere drangvolle Gegenwart. Den Gedanken seines Buches, Heinrich Pestalozzi, läßt er da zu den Arbeitern unserer Zeit gute Worte reden über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, über die menschliche Seelenkraft, die Wertschaft der Weltseele in unser irdisches Leben bringt. So wird uns das Leben des edelsten aller Jugendlehrer zum unmittelbaren Vorbild entzweigender Pflichterfüllung und leuchtender Menschenliebe, ein Heldenepos, auch wenn es nur einem stillen Gedentum gilt. Wie es der Dichter versteht, das Leben eines bedeutenden Menschen durch eine das Ewigkeitsgehalts stetigende Dichtung zum Kunstwerk, ja zum rein menschlichen Mythos zu erheben, hat schon ein anderer biographischer Roman gezeigt, die Darstellung der Tragik in Karl Stauffens Lebensgang. Auch hier ist aus Wirklichkeit und vorsichtig ergänzender Phantasie ein gewaltiges Stück Leben zusammengewoben. Den ganzen Menschen schildert der Dichter von den unscheinbarsten Anfängen an, die mit all ihren kleinen Bedrängnissen scheinbar so uninteressant sind, mit den Nöten eines Menschen, der in kindlicher Güte durch das Leben geht als der „Petri Wunderli“ unverständlich und belächelt von den anderen, bis erst ganz spät ihm die Möglichkeit wird, all diese Lebensfülle in neuer, menschlicherer Jugendbildung zu offenbaren. So wird es vielleicht zum künstlerischen Nachteil, daß so spät erst das eigentlich Große in diesem Leben erscheint, aber die Wirklichkeit will es so, und es ist gut, daß der Dichter ihr treu blieb und auf künstliche Gruppierung der Tatsachen verzichtete. Einwand erheben mag man vielleicht gegen den äußeren Stil des Erzählers, der in unmittelbarer Lebhaftigkeit überall das Präsenz gebraucht; die zwingende Gegenwart der Schilderung aber, das tiefe innere Miterleben, das bei aller künstlerischen Objektivität uns selbst so ganz erwärmt, sind Eigenschaften, die diesem Buch seinen eigenartigen Wert sichern.

Zum Schluß noch ein Buch, das uns von allem Grübeln über Lebensprobleme behaglich ausruhen läßt, das nichts will, als allerlei bunte Bilder der Vergangenheit in lockendem Spiel aufsteigen zu lassen, Ludwig Ganghofers Roman „Die Truhe von Truhberg, eine Geschichte aus Anno Domini 1445“ (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin). Man ist bekanntlich in vornehmen literarischen Kreisen auf den Dichter, der einen so großen Leserkreis um

sich versammelt hat, wenig gut zu sprechen. Zugegeben, daß ihn oft genug eine etwas redselige Empfindsamkeit anwandelt, die bis zum Süßlichen sich verirren kann. Dafür aber verfügt er über eine Leichtigkeit der Erfindung und blühenden Phantasie, eine gestaltenfrohe Schilderkunst, die doch wenige erreichen können, die auf ihre ästhetische Feinfühligkeit stolz sind. Und von jener viel getadelten Empfindsamkeit ist in diesem neuen Buch kaum etwas zu finden, das so derb und kräftig, mit unwüchsigem, oft sehr offenerzigem Humor alte Rittergeschichten erzählt. Einen gewissen Widerspruch zwischen den ernsthaften und den burlesken Motiven wird man verspüren, auch vielleicht meinen, daß einige Scherze, wie der von dem sich stets belledernden Ritter, reichlich oft wiederkehren, und doch dabei sich ohne weiteres griesgrämliges Kritteln an der prächtigen Lebensfülle des Buches, das übrigens in manchen Stimmungsbildern auch wirklich poetisches bringt, von Herzen erfreuen.

K. P.

== Bunte Welt. ==

Aus der Kriegszeit.

Wie man in Italien die Verwundeten verheimlicht. Wer die italienische Volkspsyche näher kennen konnte, mußte mit Recht von dem Eintreffen der Verwundeten die weitgehendste Wirkung erwarten, weitgehender noch als die der Niederlagen und Verluste selbst. Der Italiener ist nicht instande, Opfer zu bringen, die über sein stark entwickeltes Familiengefühl hinausgehen. Alle Vorgänge des öffentlichen Lebens finden sogleich ihre notwendige Resonanz im Privatleben, und besonders die Frauen sind nicht instande, ihre Kinder Not und Gefahr ausgesetzt zu sehen für den Begriff „Patria“, der ihnen doch immer nur ein abstraktes Schlagwort für eille Augenblicksempfindungen geblieben ist. Gleich nach Ausbruch des Krieges, so schreibt uns ein Mitarbeiter, als mehrere Massen der Bedienten aufgerufen wurden, umringen sich auf dem Lande oftmals zahlreiche Frauen, die während ihre Häufte gegen die Behörden ballten und ausriefen: „Was wollen die von unseren Söhnen. Wir haben jetzt zu essen und zu trinken. Unsere Söhne müssen uns bei der Arbeit helfen. Was soll der Unsinn, sie uns wegzuholen?“ So ist es verständlich, daß die italienische Regierung mit allen Mitteln den Volke den Anblick der Verwundeten und Verstümmelten vorzuenthalten suchte. Vermochte das Verbot von Verlusten auch nicht das Gerücht großer Verluste, die oftmals sogar ins Phantastische vergrößert wurden, zu unterdrücken, so darf man doch nicht verkennen, daß auch die größten Zahlen und überzeugendsten Angaben auf das im wesentlichen nur auf Sinnesindrücke reagierende italienische Volk nicht entsetzt den Eindruck zu machen vermögen, als ihm eine, sei es nur gelegentliche Anschauung dort hervorzuheben pflegt. „Wie lange“, so fragten sich die Kenner Italiens, „kann es dauern, bis das Volk den Anblick der Massenverwundeten und Verstümmelten zu sehen bekommen muß?“ Man rechnete dabei nicht zuletzt auf die unzureichende Ausweitung Italiens mit Lazaretten, städtischen Hospitälern und geübtem Krankenpersonal, das gegenüber dem Massenandrang sowie den Raumforderungen schnell zu verlagern drohte. Um so erstaunlicher berührt uns die Nachricht von zuverlässiger neuerlicher Seite aus Italien, daß man dort Verwundete überhaupt noch nicht in der Öffentlichkeit zu sehen bekäme, sondern daß diese von den Behörden sorgsam verborgen und an abgeschlossenen Stätten gewissermaßen gefangen gehalten würden. Wo nur?, muß man angesichts ihrer ungeheuer großen Zahl fragen. Freilich, die Hospitäler und Sanatorien, die kaum für die Bevölkerung ausreichen, vermögen sie nicht aufzunehmen. Aber Italien verfügt über eine Unmenge großer Villenanlagen in allen Teilen des Landes, die durch hohe Mauern von der Umgebung abgeschlossen sind. Mit ärztlicher Beihilfe und Verpflegung dürfte es dort freilich schimmern genug bestellt sein. Auch in der heftigsten „Villeggiatura“ kann man nicht allein von der schönsten Luft und Sonne leben. Aber was tut's? Die Hauptsache, daß das Volk seine verwundeten Angehörigen nicht zu sehen bekommt! Sollte sich jedoch das Schicksal der kämpfenden Familienmitglieder wohl aller „Vorkehrungsregeln“ auf die Dauer verheimlichen lassen? Man darf allerdings nicht vergessen, daß der größte Teil der italienischen Landbevölkerung, d. h. die Basis der freigeistlichen Sozialisten, ganz besonders im Süden des Italiens

insel, aus Analphabeten besteht. Diese sind ohnehin gewohnt, von ihren fernweilenden Angehörigen monatelang ohne Nachricht zu bleiben. Denn viele von ihnen, auch falls sie selbst schreiben können, mögen doch ihre Angelegenheiten im Heimatort nicht von Dritten vorlesen lassen. Dazu ist der Italiener auf Grund der eigenen Naturanlage geneigt, alle äußeren Gründe für irgendwelche Verzögerungen und Unordnungen gelten zu lassen. Wie lange indessen das Volk mit derartigen Mitteln hinderns Licht zu führen sein wird, bleibt eine Frage der Zeit: ein Verhängnis, das die Regierung fürchtet, so sehr sie auch bemüht ist, durch die Wahl solcher absurden Mittel den Zeitpunkt hinauszuschieben.

Die Welt des Irak. Nirgends ist die Spur der Weltgeschichte so gewaltig und fesselnd ins Antlitz der Erde eingegraben wie in dem Teile Vorderasiens, der seit der arabischen Eroberung der Irak heißt, und es bleibt ein eigenständiges Spiel der Weltgeschichte, daß die Überlieferung in diesen ältesten Kriegsschauplatz der Welt, der in diesem Kriege wiederum eine wichtige Rolle zu spielen beginnt, das Paradies verlegte, die Stätte des ewigen Friedens. Der Name hat ursprünglich und auch noch bei den großen arabischen Weltreisenden des 10. und 11. Jahrhunderts die Landschaft östlich des Tigris bis zu den persischen Grenzbergen bezeichnet, wurde aber allmählich auf das ganze Zweistromland von Bagdad bis Koweit am Persischen Golf übertragen und umfaßt so auch das merkwürdige Gebiet, das mit den Ruinen der Urgeschichte der Menschheit übersät ist. Hier blühte das älteste Reich des Nordgottes von Ur in Chaldäa, aus dem nach der biblischen Tradition Abraham in das ferne Westland zog; hier gab Schemurabi von Babylon vor fast vier Jahrtausenden seine vielbestaunten Gesetze, die, wie neueste Forschungen festgestellt haben, im wichtigen Grundsätzen des Privatrechtes in die byzantinische (Leoninische) und von da in die westeuropäische Gesetzgebung übergegangen sind. Hier ward das Pferd als „Esel des östlichen Vergnügens“ in die Kulturgeschichte der Völker eingeführt, hier überschritten die Perser erobert die Euphrat und Tigris auf denselben geschnittenen, auch mit Besch gedichteten runden Schiffsbooten, wie sie genau so Rostke und neuerdings Eduard Sachau beschrieben haben. Eigentümlich genug mögen sich neben dieser hochentwickelten Irakkloster die eisenarmen englischen Flussschiffboote ausnehmen, die jetzt so schwere Verluste erlitten haben. Eins von ihnen war ständig vor dem britischen Konsulat in Bagdad stationiert, zog sich aber nach dem weißen Irakkrieg-Wahlkampf der englischen Flotte, daß Vorlicht das bessere Teil der Tapferkeit ist, bei Ausbruch der Feindseligkeiten stromaufwärts in den Schutz der Stationschiffe von Koweit und der Bahrein-Inseln zurück. Es sind seit mehr als zwei Jahrtausenden die ersten Kriegsschiffe, die die schlangengrünen Fluten der Irakküste durchschneiden; damals unternahm Alexander des Großen Admiral Nearch seine abenteuerliche Meerfahrt nach Indien vom Tigris aus — ein Ereignis, das weder die Römer in der trajanischen Eroberungsperiode, noch später die lange Zeit auch fegegewaltigen Araber zu wiederholen wagten. Seit der Eroberung des Landes durch Omar und Muawija, den Begründer des Abbasidenkalifats, lag im Irak jahrhundertlang der Mittelpunkt der arabischen Welt. Aus aller Welt strömten Kaufleute, Anstößer und Abenteurer jeder Art hier zusammen, so daß die Bevölkerung des Irak ein Element ewiger Unruhen und Rausche im Araberreiche blieb. Nicht nur in Märchen, sondern auch in der geschichtlichen Wirklichkeit erlebte das Land seine höchste Blüte unter Harun al Raschid, der sich aus einer Despotenlunte heraus aus dem elenden Dorfe Bagdad eine prächtige Residenz schuf. Mit dem Sturze der Abbasidenherrschaft, deren Glanz an den der deutschen Stauferzeit erinnerte, verflachte allmählich die weltgeschichtliche Bedeutung des Irak, bis die Nachrichten von angeblichen phantastischen Plänen des ersten Konsuls Napoleon über einen Überlandzug von Ägypten nach Indien den Pascha von Bagdad veranlaßten, längs des Euphrat, von Korbela aus, eine provisorische Erbschanzenlinie aufwerfen zu lassen, die später wie eine chinesische Mauer im Viskipformat zur Deckung gegen die Beduineneinfälle der mesopotamischen Wüste bestärkt wurde, heute aber längst verfallen und vom Flugand der Steppe überweht wurde. Die historische Nacht über dem Irak lichte sich erst in jüngster Zeit, als die deutsche Orientgesellschaft die Ausgrabungen der alten babylonischen Stätten in Angriff nahm. Nun haben die Stürme des Weltkrieges die friedliche

Forschung unterbrochen, aber allen Anstrengungen der Engländer, im Irak eine nicht unbedeutende Truppenmacht zusammenzuziehen, ist kein Erfolg beschieden gewesen, und die letzten Kämpfe im Irak bedeuten wahrlich kein ruhmvolles Kapitel in der britischen Kriegsgeschichte.

Quanschikais Weg zum Thron. Schon lange haben gute Kenner des fernsten Ostens Quanschikais Weg zum Throne vorausgesagt. Dieser Weg wurde von dem einstigen Oberrichter von Tschili mit so viel Kraft und politischer Schlaueit beschritten, daß spätere Geschichtsschreiber angewöhnt werden, Quanschikai habe den Machiavelli mit Nutzen gelesen; — aber so weit geht seine Beherrschung der abendländischen Literatur, von der er mancherlei in Übersetzungen lieh, nach den Mitteilungen seines alten politischen Weirates Dr. Morris denn doch nicht, und man darf ihn so wenig wie etwa den Fürsten Ito, den einstigen „umgekrönten Kaiser von Japan“, oder sonst einen erfolgreichen Staatsmann des nahen oder fernsten Ostens mit dem Maßstab der Politik des Abendlandes messen. Das gilt auch für die folgende Erzählung der dunklen Stunden, in denen die Würfel über Quanschikais Zukunft fielen und über die wir aus den Aktenstücken und Urkunden, die die Modernisierung Chinas zugänglich gemacht hatte, denkwürdige Einzelheiten erfahren. Im Frühling 1898, kurz nach dem Tode des Prinzen Kung, setzte in China amter der Leitung des Kaisers Kwangsi, dem die alte energische Kaiserin-Witwe damals leidlich freie Hand ließ, die „Reform der hundert Tage“ ein, die eine solche Fülle überstürzter Edikte der Europäisierung der Staatsverwaltung des Paozes, der Presse und des Unterrichtes brachte, daß ihr Abdruck allein einen hübschen Band füllen würde. Als aber gar eine kaiserliche Kabinettsorder kurzerhand eine Zahl von verachteten und unnützen Regierungsämtern und Einkünften auflöste, „fette Strümpfen, die seit Generationen Tausende von Müßiggängern im Gemüße einträglicher Erpressungen genährt hatten, da schlug sich die Kaiserin-Witwe energisch auf die Seite der Reaktionäre. Kwangsi, im tiefsten Grunde weltfremd, hatte keine Ahnung von der Gefahr, die ihn zu umgarnen drohte. In der unheimlichen Stille seines Winterpalastes, wo ihn der laulose Stahenschritt spionierender Eunuchen umlauerte, entrollte der ehrgeizige Kaiser des Ahnenbildes des geachteten großen Schihoangti und träumte von den Taten des gewaltigen Zwingherren und ersten Einigers Chinas, dessen vom vergiftenden Haß der Lage verfolgte berühmte Bücherverbrennung auch eine Revolution großen Stils von oben bedeutet hatte. Aber er war kein Schihoangti, dieser verweichlichte, launenhafte, mit allen Fehlern der Harems-erziehung unympathische Mandschu-Regulus, und der Mann, den er zum Vertreiben seiner wilden Hoffnungen, zum Abgibt seiner Staatsstreichpläne erkor, traute sich die Kraft zu, selbst dem Rad der Zeit in die Speichen zu fallen. Dieser Mann hieß Quanschikai. Es war am 6. August 1898. Zum letzten Male sah der Kaiser auf dem großen ladierten Drachenthron, den bald wieder die Kaiserin-Witwe einnehmen sollte, in dem düsteren Thronsaal, den die Dämmerung kaum erhellte, und vor ihm kniete Quanschikai und schwor, „treulich den Dienst eines Hundes oder Pferdes zu verrichten, so lange noch ein Atemzug seinen Rufsen belebte“. Da ward er eingeweiht in den Plan des Kaisers, die Kaiserin-Witwe zu entthronen und gefangen zu setzen und durch einen Staatsstreich ein modernes China zu schaffen. Mit Hilfe Quans. Eine gewaltige Rolle schien dem damaligen Oberrichter von Tschili zu winken — er aber kannte Kwangsi genug, der bestenfalls eine Nikolaus-II.-Natur in starker Verwässerung war, und setzte keinen Dollar auf seine Beständigkeit und Kraft. Er blieb loyal. . . . Schon der nächste Morgen sah Kwangsi als Gefangenen auf der Ozean-Terrasse am südlichen Lotussee im Pekinger Winterpalast, wo ihn chinesische Ärzte mit den alten heiligen Mixturen bei seiner ungewissenhaften Nierenkrankheit bald zu Tode kurierten. Das weitere ist noch in unverblicher Erinnerung. Wie Quans schließlich ohne gefährliche Erschütterung des Riesenvreiches die Mandschu-Dynastie über die Grenze bugsierte, die chinesische Republik schuf und sich zum Präsidenten mit allmählich immer autokratischer bemessenen Vollmachten wählen ließ. Der Weg zum Thron stand offen, um so mehr, als ein seit mehr als zwei Jahrtausenden streng monarchisch regiertes Volk nicht über Nacht zu alleinseitigmachenden Republik belehrt wird. Und China braucht gerade jetzt eine straffe Hand.